

# Ver!

*Auf daß der moderne Geist in Allem und Jedem zum Ausdruck komme*

Herausgegeben von

Wien

Karl F. Kocmata

1. u. 15. Dez. 1917

---

## Die Heilung des Krebses ohne Messer

Von Prof. Dr. A. Adamkiewicz

Das sei dir unverloren,  
Fest und tapfer allezeit  
Verdiene dir die Sporen  
Im Dienst der Menschlichkeit  
Ringsum der Kampf aufs Messer,  
Lern' du zu dieser Frist,  
Daß Wunden heilen besser,  
Als Wunden schlagen ist.  
Ferd. Freiligrath

Die unter obigem Titel in dieser Zeitschrift (Heft I und IV) erschienenen beiden Artikel haben eine ebenso erfreuliche, als bedeutsame Tatsache für die Kulturgeschichte der Menschheit besiegelt, die Niederlage der beiden größten Feinde derselben, des Krebses und der Zunft, einer tödlichen, die Menschheit dezimierenden Krankheit, und eines fressenden, sie demoralisierenden sozialen Übels.

Die Krankheit, der Krebs, der unheilbar war und seit Menschengedenken jedes seiner Opfer tötete, ist gänzlich besiegt. Denn sie ist heilbar geworden.

Das soziale Übel, die Zunft, liegt gebrochen am Boden.  
– Aber sie röchelt noch.

Weil sie nun aber, wie jede Kreatur, leben will, zu ihrem Leben aber unter anderem die unheilbare Krankheit braucht und aus dem Unglück und dem Verderben der Menschen ihren giftigen Lebenssaft saugt, so will sie nicht, daß der Krebs heilbar werde, und versucht noch, zu Boden gestreckt, den Besieger des Krebses hinterrücks zu meucheln.

Da bleibt nichts anderes übrig, als ihr nun selbst den Todesstoß zu versetzen.

Nun hat sich mir gegen den Krebs die Methode erfolgreich erwiesen, den Krebsparasiten in seinem eigenen Gift zu ertränken. So hoffe ich auch, das fressende Übel der menschlichen Gesellschaft zur Strecke zu bringen, wenn ich es im Spiegel des sozialen Gewissens seinem eigenen Basiliskenblick und dem tödlichen Gifte aussetze, das aus demselben spritzt und ihm die bekannte Todeswirkung verleiht.

Als reinen Ausdruck des sozialen Gewissens verwerte ich die Meinungen, welche die historischen Ereignisse in unbefangenen Herzen wecken und die aus der Menschenseele unmittelbar als reine Naturlaute quellen, wenn sie von den Ereignissen erregt wird, wie Blumen aus jungfräulichem Boden sprießen, wenn der wärmende Sonnenstrahl sie zum Leben weckt.

Eine kleine Auslese aus den mir zugesandten Briefen wird diesen Zweck erfüllen:

1. Der Mann der Dame, Frau Baronin v. C., die wegen Brustkrebs erfolglos operiert und dann von ihren Ärzten für unheilbar erklärt und aufgegeben, aber von mir in wenigen Tagen auf unblutigem Wege geheilt worden ist\*), schreibt:

Pöggstall, 1. Juli 1917.

... »Gestatten Herr Professor, daß ich mich derjenigen anschließe, welche die segensreiche Tätigkeit von E. H. zu größtem Dank verpflichtet. Eine schwere, drückende Last fiel mir vom Herzen, daß meine Frau von ihrer Krankheit befreit und gerettet ist, wo ich doch erst am 23. Mai l. J., also vor kaum zwei Monaten, aus dem Munde des Primararztes Dr. Schatzl (Melk) — der sie am 22. September des vorhergehenden Jahres wegen Brustkrebs operiert und damals erklärt hatte, »das Leiden sei

---

\*) Fortschritte der Medizin 1916/17, Nr. 32.

gänzlich beseitigt« – persönlich auf meine Frage über das Befinden meiner Frau hörte: »Ihnen, als Mann, kann ich es sagen, daß Ihre Frau unheilbar krank ist und daß ich eine neue Operation nicht mehr vornehme«.

Auf mein Verlangen hat dann auch der Herr Oberbezirksarzt Dr. Forstreiter am 20. Dezember 1916 meine Frau untersucht und konstatiert, daß eine Weiterverbreitung ihres furchtbaren Leidens stattgefunden habe. Und auch er erklärte, die Kranke sei unheilbar und verloren.

Unfaßbar ist mir der Heilerfolg durch Herrn Professor.

»Ich sehe meine als »unheilbar« aufgegebenen Frau frisch und froh, gerettet, geheilt und gesund vor mir.« –

»Von innigstem Dank erfüllt, bitte ich E. H. auch in Zukunft meiner Frau Ihre gütige Aufmerksamkeit im Falle einer Wiederkehr ihres fürchterlichen Leidens zuzuwenden und den Ausdruck meiner unbegrenzten Hochachtung und Dankbarkeit gütigst entgegenzunehmen«.

Freiherr v. C.

2. Einen Arzt haben meine Erfolge zu folgendem Schreiben bewogen.

W. 14. August 1917.

»Mit allergrößter Befriedigung habe ich den Aufsatz: »Die Heilung des Krebses ohne Messer« in der Zeitschrift »Ver« gelesen und freue mich, im Stande der Mediziner einen Professor kennen zu lernen, der den Mut hat, seine Überzeugung im Interesse der Menschheit hoch zu halten.

Nehmen Sie die Versicherung entgegen, daß ich nach Kräften dazu beitragen werde, die von Ihnen begründete Richtung der operationslosen Behandlung des Krebses um so eifriger zu verbreiten, als ich sie für segensreich halte und als ich weiß, daß die Clique sie totschießt, weil sie ihr nicht in den Kram paßt. So hat sie ja auch Semmelweiss totgeschwiegen und tot machen wollen! Seien Sie versichert, verehrter Herr Professor, daß wir uns rechtschaffen bemühen werden, daß man Sie nicht länger totschießen kann!« . . .

M. Sch.

3. Ein hoher Beamter und bekannter Schriftsteller hat es gedrängt, sich in folgender Weise zu äußern:

Wien, 28. August 1917.

»Ich habe von Ihrem Verfahren zur unblutigen Heilung des Krebses und über den Kampf der Mediziner der Zunft gegen Sie Kenntnis erhalten.

Ihr Fall erinnert auffallend an den Fall Semmelweiss, den Schürer v. Waldheim in seinem Buch so ausführlich der Nachwelt vor Augen geführt hat. Er bildet aber leider nur ein Kapitel in der langen Geschichte der Schwierigkeiten, die das wissenschaftliche Handwerkertum zu jeder Zeit den Findern neuer Pfade auf dem Gebiete der Wissenschaft in den Weg legt. — Für die Kunst gilt dasselbe. — Und nur in dem Gefühl, sich des rechten Weges bewußt zu sein, ist Trost in solchen harten Kämpfen zu holen. — Wo es sich um medizinische Fortschritte handelt, steigert sich die Gewissenlosigkeit solcher Dunkelmänner ins Unmenschliche, da sie ja von so und so vielen Menschen mit Gesundheit und Leben bezahlt werden muß. —

Ich hoffe, verehrter Herr Professor, mich in nächster Zeit in Ihre Schriften vertiefen zu können und werde dann in einer größeren Arbeit, die ich eben unter der Feder habe, auch Ihren Fall einigen ähnlichen anreihen. Dr. W. M.«

4. Aus folgendem Schreiben spricht nicht nur der erfahrene Mediziner, sondern auch das durch Lebensweisheit und Menschenkenntnis geläuterte Gewissen des freien und in seinem Berufe aufgehenden Arztes.

19. Februar 1913.

»Sehr verehrter Herr Professor und lieber Kollege!

Mit großem Interesse habe ich Ihre Arbeiten gelesen und fühle mich gedrungen, Ihnen zu schreiben, wie sehr ich die fleißige und geniale Arbeit des Gelehrten bewundere, der bahnbrechend wirkt. Der freie und reine Geist der Begeisterung, der aus ihnen weht, die umfassende und nicht nur auf die Medizin sich begrenzende Bildung, die hoch hinaus über die physischen Dinge sich erhebt, die wirkungsvolle, edle und fortreißende Art, wie Sie das Alles vortragen, wirken wie eine erfrischende Oase in der trostlosen Wüste der materiellen und dazu mit so öder Platttheit wiedergegebenen Auffassungen, die, Gott sei es geklagt, jetzt den Markt des handwerksmäßig und

so ruchlos geschäftlich betriebenen Gewerbes der sog. „medizinischen Wissenschaft“ beherrschen.

Es war ganz selbstverständlich, daß die kleinen Geister mit den großen Titeln und Außendekorationen, die trotz ihrer Ausgiebigkeit die Blößen nicht decken, dieses Gewerbes, die sich im Sonnenglanz ihrer nur von ihnen behaupteten und öffentlich ausgedienten Erfolge sonnten und aus der Staatskrippe fraßen, das hochsteigende Genie mit allen Mitteln der Intrige und des kleinlichen Hasses und Neides herabzuziehen und zu unterdrücken suchten. Aber so ist es allen großen Männern gegangen. Von Socrates angefangen bis auf Sie selbst, lieber Herr Professor. Man denke nur an die Namen Kopernikus, Galilei, Kepler, Huss, Luther, Semmelweis u. a. Alle trugen sie die Märtyrerkrone, ehe sie eine dankbare Mit- oder erst Nachwelt fanden. »Solamen miseris socios habuisse malorum.«

Daß man Sie aus einem jämmerlichen Milieu, in das Sie wirklich nicht hineingehörten, »ausschloß«, wie diese famose Prozedur benamset wird, welche Ehre für Sie, – und welche Schande für die Kollegengerichte! Und außerdem muß es Ihnen noch ein Spezialvergnügen bereiten, den Servilismus und die Niedertracht an ihren langen Ohren – daher auch der Name des »Sachverständigen«-Häuptlings – an das strahlende Licht der Öffentlichkeit gezogen und das Spezialistentum der mordenden Medizin der allgemeinen Verachtung preisgegeben und Ihre Überlegenheit fühlen gelassen zu haben.

Deshalb braucht Sie das nicht zu kränken, daß, wie ich das soeben wieder einmal lese (Therap. Monatshefte 1913), ein von Ihnen der Lüge überführter Messerheld aus der Gilde mit giftigem Stachel gegen Sie sticht.

»Die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen die Wespen nagen.« Und man sieht aus allem, welch' krank- und krampfhafte Furcht Ihre Herren Kollegen vom Professorat vor Ihnen haben. Wenn Sie nur mit Ihrer Feder kommen, schreien sie schon laut auf vor Schmerz und zucken zusammen, wie Zahnkranke, denen die Sonde den bloßliegenden Nerv berührt. Oder, wenn sie gar zu sehr sich verprügelt fühlen, inszenieren sie mit lautem Tamtam sog. »Wissenschaftliche Kongresse«, auf denen sie sich gründlich abschütteln, während sie diejenigen aus denselben »ausschließen«, welche die Wahrheit wissen und sagen.

Lasse Sie das alles nicht berühren. Und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, schonen Sie die Jammersgesellen nicht, sondern befolgen Sie den Spruch: »Greif niemals in ein Wespennest, doch wenn du greifst, dann greife fest.«

Ich schließe mit der Überzeugung, daß Ihre Auffassung vom Krebs nicht nur in medizinischer Hinsicht revolutionär, sondern auch nach allen kulturellen Richtungen hin reinigend wirken wird und daß Ihre Tat eine Epoche bedeutet.

Wenn Ihnen meine Plauderei in Ihrer ernsten Arbeit einen Augenblick angenehmer Unterbrechung gewährt hat, so hat seinen Zweck erreicht Ihr  
Dr. R.«

In den angeführten Briefen sind vier Faktoren dokumentarisch niedergelegt und erhärtet. Das Erlebnis in seiner reinen, natürlichen, von allem Einfluß freien Unmittelbarkeit, der ärztliche Beruf in seiner idealen und geläuterten Auffassung, die auf der Höhe der allgemeinen Bildung stehende Intelligenz von der hohen Warte ihres unbefangenen, allseitig freien Blickes und das im ärztlichen Beruf und seinen Beziehungen zum Leben durch Lebensweisheit erzeugte und selbstbewußte Gewissen.

Das sind vier Pfeiler, auf denen die wahre und reine öffentliche Meinung ruht, des Volkes Stimme, welche die Stimme Gottes ist:

Vox populi, vox Dei. Und was verkündet diese Gottesstimme?

Sie verkündet:

Die Heilung des Krebses ist gefunden, d. h. die Befreiung des Menschengeschlechtes von seinem größten, unversöhnlichsten und grausamsten Feinde.

Damit ist aber nicht nur das größte Problem der Medizin, damit ist auch die wichtigste Aufgabe der Kultur gelöst. Denn der Mensch ist der Inhalt der Kultur, und die Erhaltung des Menschen daher ihr wichtigstes Ziel.

Gottes Stimme verkündet aber ferner:

Eine Rotte von Menschen und folglich auch Kultur-

feinden ist unentwegt an der Arbeit, die Menschheit und die Kultur um diese größte Errungenschaft des menschlichen Geistes, die Menschheit um ihre Erlösung vom Übel, um die sie täglich betet, zu berauben. Sie hat zwar ihren Zweck nicht erreicht, trotzdem sie dreißig lange Jahre mit allen Mitteln menschlicher Verkommenheit daran gearbeitet hat, die Menschenerlösung zu verhindern. Aber sie hat sie doch aufgehalten und ist in ihrem schändlichen Werk nicht nur nicht gestört oder gar für dasselbe zur Rechenschaft gezogen worden. Sie ist in demselben »tunlichst unterstützt und gefördert worden«, was gerade der Arbeit versprochen worden war, gegen welche sie sich verschworen hat. Und sie ist sogar für ihre Schändlichkeit belohnt worden. Ein solcher Frevel schreit zum Himmel. Und Gottes Stimme antwortet ihm: Menschen, die ihn begangen haben, haben ihre Menschenwürde verloren und ihr Leben verwirkt. — —

Wien, 1. Oktober 1917.

□ □ □

### **Prager Karlsbrücke, 15. Oktober 1917. Für L. Sch. von Karl F. Kocmata**

Die Lippen sind vom langen Schweigen trocken,  
in unsren Herzen brennen nicht entfachte Gluten.  
Wir sehn im Abendnebel tausend Geister hocken  
und unter uns ziehn träge trübe Wasserfluten.  
In ihrem Spiegel narren ungezählte gelbe Lichten,  
uns faßt ein ängstliches, ein wehes Staunen.  
Erhitzt sind unsre überirdischen Gesichter:  
wir sehn uns, Luise, schweigend an, die Winde raunen.

□ □ □

## Gefühlsabfälle

Eine zeitgemäße Betrachtung von Malea-Vyne

In einer Zeit, wo die großen Gefühle nur unter der Maske der Heuchelei und des Selbstbetruges einherstolzieren, eine wirklich große Empfindung, die Gutes und Glückliches schafft, wie eine ganz seltene Pflanze aus Unkraut und wildem Gestrüpp emporwächst, ist es nicht zu wundern, wenn nichtige Gefühlsabfälle ihre Blüteperiode haben.

Sie glitzern und flirren wie die kleinen Abfälle von Halbedelsteinen und buhlen mit stillem Kichern und lachender Bajazzofratze um die Gunst eitler und törichter Frauen und selbstgefälliger und selbstsüchtiger Männer.

Daß sie sich nicht in ein wertvolles Gefüge fassen lassen, das sehen die nicht, die sich mit ihnen ausstatten.

Wie der Flimmerglanz und Schimmerschein unechten Schmuckes seine Opfer verwirrt und sie zu Vasallen macht, so werden die Menschen auch von diesen Talmi-Gefühlen beherrscht und in einer Weise, daß sie gar nicht merken, wie ihre Persönlichkeit auf Stelzen geht und mit unechtem Schmucke ausgestattet ist.

So verlieren sie alsbald die richtige Wertung für höhere Glücksregungen und kommen auf ein tieferes Lebensniveau herab.

Aus ihrer Umwelt holen sie nichts Besseres, stumpfen nach und nach ab und geben in ihrer großen Verbreitung und Ansteckung ein Bild des allgemeinen sittlichen Verfalls.

Abfälle des Gefühls! Sie putzen sich auf durch Flittertand und Schminke und borgen ihr Licht vom bleichen Mond, der nur in dunkler Nacht sein Zepter führt. In der Geberde wie in ihrer Sprache, locken sie mit falschem Schein und jedes Mittel ist ihnen heilig, um in ihr feines Netz die Menschen zu fassen, die in ihrer ewig kindischen Einstellung des Ver-

standes und des Empfindens so unsagbar leicht zu fangen sind, wie müde Motten.

Und sehen wir uns einmal diese Abfälle der Gefühlschen etwas näher an.

Die gangbarste Art ist das billige Mitgefühl, das sich in leeren Worten erschöpft. Die Beileidskundgebungen, Trostversicherungen und bunten Äußerungen von nichtssagenden Mitleidsformen, wie wir sie jetzt mehr denn je erleben. Auf anderer Seite wieder den falschen Patriotismus, der nicht genug heucheln kann und dabei die Mitbürger auszuplündern sucht und die Besten von ihnen zu einer proletarischen Lebenshaltung herunterdrückt.

Das ist das Spiel und der tiefe Sinn der Gefühlsabfälle, die jetzt unser politisches, volkswirtschaftliches, gesellschaftliches und soziales Leben widerspiegeln.

Die große Zeit und die großen Gefühle sind sonst in jeder Blütezeit verbunden gewesen, sollten wir vielleicht doch nicht in einer ganz großen Zeit leben?

□ □ □

## Peter Altenberg vor hundert Jahren

Wehe dem Privatmanne, der keine Blöße gibt!

Die Klugheit erfordert, daß man seine Fehler nicht unbedingt zu verhüten suche. Wir müssen notwendiger Weise einen Teil hinopfern, um unsern Ruf im Ganzen zu bewahren. Die Menschen wollen schlechterdings etwas zu zerfleischen haben. Werfen wir also, so wie man den Räubern Rechenpfennige hinlegt, oder für die Wallfische die Tonnen auswirft, dem Schadenfröhen einige Torheiten an den Kopf, damit sie uns übrigens in Frieden rechtschaffen und edel handeln lassen.

(Aus: Der Freund des Scherzes, 1804)

□ □ □

## Und Liebe . . . ? / von Franz Seidler

Und alles ist wie schwerprunkender Traum leuchtend, schimmernd, geheimnistrauschend wie sinnlich dunkle Sommernächte über den schwarzen Fluten der Lagunen . . . .

Samtgepolsterte Sofas, Tische aus einem dunkelroten Holze mit messingbeschlagenen Kanten und Füßen, auf deren Marmorplatten die Gläser und Tassen klirren, korinthische Säulen in weißleuchtendem Glanze unter golden thronenden, künstlich gezierten Aufsätzen. Die Wände zwischen den schlanken Säulen glühen in tiefem Karmin, goldene Arabesken tanzen darin. Karminsamt glänzt schwer auf den Lehnen der Stühle, ins Dunkelrote sind die Kleiderständer, die Drehtüren getaucht. – Dunkelrot, von zart goldenen Arabesken durchzogen, kämpft gegen das matte Weiß des Marmors.

Hastende Kellner mit fliegenden Frackschößen, klirrende Geräusche, erregte Stimmen, bebend aus dem dumpfen Summen und Murmeln steigend und wieder versinkend im Rauschen der Menge, Klingeln, Rattern, Stampfen draußen auf den nächtlich hallenden Straßen. – Und überall dem Meere von Tönen schwimmt Musik aus dem Nebensaale, sehnende Geigen, schluchzende Cellis führen die Instrumente in einen weichen, schmelzenden, sinnlichen Walzer.

Und die Frauen . . . die heißen und die kühlen, sehnsuchtsblassen Frauen mit weichen, quellenden Haaren, mit verheißungsvoll schimmernden Augen und glühend ungeduldigen Bewegungen; Frauen, die hoch, blond, verächtlich und doch seltsam fragend vorübergleiten . . . Hat dich nicht der raschelnde Saum ihres Kleides gestreift? Und fühlst du nicht ein warmes treibendes Brausen in den Schläfen und nicht zitternd siedende Erregungen in deinen Gliedern? – All den seiderauschenden Leibern entströmt ein betäubender schwerer Duft . . .

Und alles ist wie prunkender Traum . . . Wie ist es möglich, daß dies alles, dieses märchenhaft lebendige Treiben so nah dem Kriege und seinem blutig nüchternen Leben? Nur zwei Tage hartende Qual in den übelriechenden gepferchten Wagen! War man denn blind in den ruhigen Tagen und sah nicht das Üppige des freien Lebens, merkte nicht die vielen reizvollen Mädchengesichter, fühlte nicht den betäubenden schweren Duft? Alles ist wie prunkender Traum – bis man wieder erwacht im Kampfe draußen, zwischen Schützengräben und Maschinengewehren. Nein, nein – nicht denken, nicht denken! Aber träumen, träumen.. Und gestern..

Jetzt, wenn ich die Augen so halboffen halte, kommt mir alles noch gespenstischer, noch traumhafter vor – da verschwimmt alles so . . . und den Stanek sehe ich nur wie durch Nebel – – das ist auch ein ganz anderer Kerl, der Stanek – – der wird sicher nicht träumen, der geht von einer Liebschaft in die andere, so mir nichts, dir nichts – er hat aber auch länger Zeit, mit so einem Muskelschuß bleibt man wochenlang im Hinterlande, da ist man nicht aufs Träumen angewiesen. – – Ja, jetzt schlägt's ihm an. Noch vor einem Jahre in Luck, bevor uns die Russen herausgejuckt haben, da bist du fast melancholisch worden in der Reservestellung . . . und im Kaffeehaus hast du gesoffen, daß es manchmal nicht mehr schön war – da hast du immer gesagt: so mach' ich mir nichts draus, aber wenn ich mir denk', da geht so ein Dummkopf an einem feschen Frauenzimmer vorüber und schaut sie gar nicht an und ich muß da sitzen – da könnt' ich verrückt werden. – – Na, jetzt sitzt du ja in deinem Feentreiche. – – Oh, deine vielen kleinen, ewigen Liebesgeschichten! Deine ganze Serie von der Ladenmamsell bis zur schönen Frau Saxl! – – Über Staneks hübsches Bubengesichterl geht ein leises, halb triumphierendes, halb melancholisches Lächeln und seine schwarzen Augen glänzen.

»Es war doch prachtvoll, wunderbar . . . d e r Abend, jetzt wird es schon eine Woche . . . tuli, sag' ich dir, Scheer . . . ein pikkefeines Weiberl . . . Ich war mit ihr im Theater, bei der Csárdásfürstin . . . sie hat immer nur gesagt: Herr Oberleutnant, oh, Herr Oberleutnant . . . aber die Augen, die haben dir geredet und später . . . später . . .«

Er trällerte: „Ein Mädchen, das alles beim Küssen vergißt . . .“

Reserveleutnant Scheer mußte lächeln über die Genialität des Stanek, immer wieder sich so ein bißchen zu verlieben und immer wieder so ein bißchen. – Denn Reserveleutnant Scheer war eine ernste Natur sozusagen. Mein Gott, im Zivilleben Sohn eines steinreichen Großkaufmannes, interessiert sich für die moderne Literatur, geht in die Oper. – Seine Augen waren immer wie in die Weite verloren und träumten. Man erzählte sich sogar unter den Offizieren, daß in seinem Kriegstagebuche Gedichte stünden, ganz seltsam verrückte Gedichte mit vielen Punkten und Gedankenstrichen. In einem Kriegstagebuche!

Jetzt aber lächelte Reserveleutnant Scheer und war glücklich. Glückliche, denn er dachte nicht, sondern er lebte, lebte. Und alles war wie prunkender Traum. Frei – gehen, wo und wann es ihm beliebte, durch helle, lebendige Straßen zu wandeln, freudige Menschen daheim zu haben, Menschen, die er liebte. Und ins Theater gehen und in liebenswürdige Gesellschaften, wo lichte Frauen waren, die nichts vom Kriege wußten . . . Und gestern, gestern . . .

Reserveleutnant Scheers Augen waren wie in die Weite verloren. – Gestern habe ich Else geküßt. Else Sonnenfeld. Na, du würdest Augen machen, Stanek, wenn du's hören würdest . . . aber ich bleibe stumm wie ein Grab. Die schöne Else und ich – es ist mir noch wie ein Traum, wie etwas Unmögliches, wenn ich daran denke. Ich habe die schöne Else geküßt, ich bin ein Glückspilz – ich hab'

ein Glück! Ich bin in Sonnenstrahlen versponnen . . . – Ja, steh' nur auf, geh' nur, empfehle dich – was geben mich deine Liebschaften an – – – Gestern, gestern habe ich Else geküßt –

Und nun saß er allein, lächelte verloren in das Murmeln der Menge, über das Musik strich. Und horchte auf das Gespräch, das lachend und scherzend ein schlankes Weib in schwarzer Seide nebenan mit einigen Herren führte. Liebe, gleichgültige, gewöhnliche Worte. Und doch waren sie ihm wie eine schöne tändelnde Befreiung aus den bitteren Notwendigkeiten des Feldlebens. Er fühlte, wie er diese gleichgültigen Worte lieb gewann, wie er diese Menschen beneidete, die, leicht in den Stuhl hingeworfen, lächelnde Bemerkungen machen konnten.

Kaffeehaus! Wie leer sonst und nur für die billigsten Genüsse – lachen, plaudern, essen. Und war doch ein Teil des Märchenlandes geworden, das sich jetzt um ihn verwoben. Denn Farben entströmten ihm, warmes Rot und mattweißer Marmor, lachendes Leben, schmeichelnde sinnliche Musik. Draußen flutete der Strom städtischen Lebens, ratternd, betäubend . . .

Jemand beobachtete ihn, er fühlte es . . . jemand dort aus der Ecke. – Ein schmales, weißes gemaltes Gesicht, schwarze Augenränder. Die etwas lässige, lauernde, wie verwegene Gestalt in einer dunklen Seidenbluse, deren Gazeärmel die blassen Arme schimmern ließen. Im tiefen Ausschnitt senkten sich die stark gewölbten, gepuderten Brustknochen zu einem tiefen Schatten . . . Ein geschminkter Blick und eine weiche, unbestimmte, aufreizende Bewegung der Arme. Dann in die Sofaecke zurückgelehnt, lauernd, ein Bein über das andere geschlagen, enthüllend . . . Und wieder ein geschminkter Blick.

Er fühlte heißen Zorn in sich aufsteigen, er hätte ihr am liebsten mit der Faust ins Gesicht geschlagen.

Überall fand man diese Wesen, diese Vampyre! Was kam sie mit ihrem geschminkten Blick, ihren aufreizenden, geschäftsmäßigen Bewegungen in seine zarten, lichten Träume? – Wer gab diesem Weibe das Recht, ihn so anzublitzen mit ihren schwarzen untermalten Augen, jetzt, gerade in diesem Augenblicke, da er angewidert auf die marmorne Tischplatte sah – So eine gewerbliche Konzession wohl? – Ins Gesicht möcht' ich dir schlagen, in dein müdes, geschminktes, freches Gesicht – – – Und im Grunde fühlte er ärgerlich, uneingestanden einen zitternden Schreck. Uneingestanden Schreck wie vor einem ungeahnten Kampfe. – Kampfe? Womit? Mit diesem Weibe? Oder mit etwas Geheimem, Aufrührerischem in sich selbst, etwas, das in ihm brauste und trieb? – Kannte er dieses Geheime und Aufrührerische nicht, diese Hitzwellen, durch den Leib flutend, dieses Beben in den Knien . . .

– Ins Gesicht, ins Gesicht möcht' ich dir schlagen! Gesindel, was unterstehst du dich? Wofür hältst du mich eigentlich? Ich, Franz Scheer, bin der Sohn des Hauses Scheer, verstehst du? Da such' dir eine andere Ware aus – – – Else! Gestern, gestern habe ich dich geküßt. Weißt du noch . . . am Tennisplatz, euer Park ist so dicht, nur die Dachspitzen der Villa steigen aus den Bäumen . . . Du in deinem lichten Kleide . . . und geplaudert haben wir über ganz tägliche Dinge . . . und dann, ich weiß nicht, wie dann alles so kam – so . . . Und gestern habe ich dich geküßt, deine liebe Stirn, dein blondes Haar . . . Morgen werden wir beide zusammen in den Prater fahren und wenn der Wagen durch die dunkelnden Bäume rollt, dann werde ich dir erzählen, daß mich ein Weib mit einem frechen Blick entwürdigt hat . . . Und du wirst lächeln, still lächeln und ich werde wieder rein und ruhig werden – – Nein, ich werde ihr nichts sagen, was hätte sie davon – sie würde mich nur mit entsetzten Augen ansehen. – Oh, diese

Weiber! Wie sie einen verstimmt machen können – – diese ganze abenteuerliche Gestalt, das blasse Gesicht . . . vorne hat sie, glaub' ich, eine schwarze Locke – oder nicht? – Ja, warum denke ich jetzt schon wieder an sie? Wo hab' ich denn meine Gedanken? Bei ihrer schwarzen Locke in der Stirn . . . Was geht mich ihre Locke an? – – Schließlich, warum soll ich nicht daran denken? Was ist denn schon dabei? Man beschäftigt sich doch in Gedanken mit einer jeden auffälligen Gestalt. Es ist rein, wie wenn einem diese Personen einen solchen Schreck einjagen, daß man sich ordentlich fürchtet, an sie zu denken. – Und was wär' schon dabei, wenn ich sie anschau'n würde? – – Nein, das ist ein bisserl zu viel – – Aber bitte, was ist schon dabei, wenn ich sie anschau'n würde? – Daß sie glauben würde, daß . . . Soll sie glauben! – Man kann ja schließlich so hinschau'n, so beiläufig – – Justament schau' ich hin jetzt, gerade jetzt – –

Er wandte sich wie zufällig in jene Richtung, wo er den geschminkten Blick, die dunkle Seidenbluse wußte. Er war zugleich mit quälender Gewißheit überzeugt, daß er sich nicht wie zufällig umdrehte, daß man auf seinem Gesicht etwas anderes lesen konnte.

Sie saß noch immer in ihrer Sofaecke, ein Bein über das andere geschlagen, im tiefen Ausschnitt ihrer Bluse senkte sich ein dunkler Schatten. Sie hatte ihn beobachtet. Um ihre Mundwinkel ging ein verächtliches Lächeln, ihre untermalten schwarzen Augen leuchteten höhnischen, wie selbstverständlichen Triumph. Und dann sah er schon im Umwenden eine ihrer weichen, unbestimmten, aufreizenden Bewegungen.

\*

Musik schwamm über dem Murmeln der Menge; aus dem Nebensaale kam sie, geführt von sehnenden Geigen und schluchzenden Cellis, über denen der helle Klang eines

Flügelhorns glänzte. Das rote Licht ließ die Gesichter eigentümlich lebendig und zerrissen erscheinen, wirr, hastig, wie im bacchantischen Taumel die Gesten. Karmin glüht dunkel zwischen mattweißem Marmor.

Er saß beschämt da und zerrte in seiner Verlegenheit an dem Bücherpakete, das er sich vor einigen Stunden wählerisch ausgesucht hatte. Er strich mit zärtlicher Hand über sie hinweg, indes innerlich der Ärger und eine quälende Scham glühten. Warum, ja warum hatte er hingesehen? Sie wird natürlich glauben . . . alles mögliche wird sie glauben. — Wie ihre Augen aufgeleuchtet haben!

Und heiße Schauer gingen über seinen Rücken und seine Knie bebten.

Eine tiefe, geheime Verwunderung war in ihm: — Noch vor einigen Tagen im Felde und jetzt sitze ich in einem prunkenden Salon und habe alles, was ich mir wünschte, und gestern habe ich Else geküßt und nicht weit von mir sitzt ein Weib, das . . . Es ist wie ein Traum. — Wie mir die Hände zittern, ich schwitze ja — — Ich habe mein höchstes Glück, gestern habe ich Else geküßt — — Alle meine Wünsche sind erfüllt — — ich bin glücklich. — — Und trotzdem zittern mir die Knie und es wird mir ganz heiß, wenn ich das Frauenzimmer dort ansehe. — Dabei ist sie gar nicht hübsch. Was zwingt mich also und was macht mein Blut so stürmisch? Ich war ja viel ruhiger, als ich Else küßte. Da war ich glücklich und streichelte ihr Haar. Und jetzt denke ich kaum an das Weib dort und schon . . . Jetzt will ich einmal alles kühl überlegen. — Aber ich bin so aufgeregt — — Ich liebe Else, ich fühle, daß bei ihr mein Glück ist, und dennoch möcht' ich diesem Frauenzimmer am liebsten die Kleider vom Leibe reißen. Ich liebe also Else und das ist etwas anderes . . . Was ist denn Liebe? — — Was ist es dann, das mich zu diesem Wesen hinzieht? Etwas, das mit Liebe nichts zu

tun hat? Etwas, gegen das anzukämpfen ich unfähig bin?  
– – Ja, warum gehe ich dann nicht mit diesem Weibe  
dort? – – – O Gott, ich bin ja verrückt, verrückt – –  
ja, warum gehe ich nicht mit ihr und erfülle den letzten,  
geheimsten Wunsch? – Ich bin so aufgeregt – was ist  
denn mit mir vorgefallen? Ich – –

Da wandte er sich wieder um.

– Das freche Ding! Wie sie wieder gelacht hat . . .  
so frech, so selbstverständlich – – Ja, bin ich denn ver-  
rückt? Was ist mir denn eingefallen? Wie würde ich morgen  
vor Else stehen – gestern habe ich sie geküßt, heute gehe  
ich mit dem Weibsbild da und morgen werde ich wieder  
mit Else fahren, als ob nichts geschehen wär' . . . Nein, nein,  
das muß ein Ende nehmen. Das muß ein Ende nehmen! –  
Jetzt bin ich auch wieder ruhiger – – Ich muß das Weib  
herausschaffen, muß mir Ruhe versorgen. Ja – – Ja – –

Er mußte jetzt kühl und überlegend handeln.

»Zahlen, bitte!«

Der Kellner flog im Winde seiner fliegenden Frack-  
schöße herbei.

»Ja, zahlen . . . das . . . das heißt, die Dame dort hat  
früher zu zahlen verlangt . . . ich hab' Zeit . . .«

Und blieb stehen vor Erwartung.

Und sie zahlte. Mit einem trockenen, kurzen, verächt-  
lichen Lachen. Dann rauschte sie an ihm vorbei, so dicht,  
daß ihre Hüften sich streiften.

Er blieb stehen mit zitternden Sinnen, seine Knie  
bebten, er atmete schwer und keuchend. Eine Wolke billi-  
gen Parfüms umwogte ihn.

Und dann war er doch draußen auf den nächtlich  
hallenden Straßen. Sie sah sich nicht um, hüftenschaukelnd,  
frech und selbstverständlich ging sie vor ihm einher.

Rattern, Stampfen, Klirren, Klingeln. Das gelbe Licht  
tanzte seltsam erregt auf dem noch regennassen Pflaster.

Er schritt dahin in einem Traum von Betäubung und Aufregung. Denn er dachte nicht, sondern er lebte, lebte. Und nur wie von ferne klang eine webe Frage: Warum gehe ich mit einer heiligen Liebe im Herzen dieser Dirne nach? Warum? . . .

□ □ □

## Gott von Hans Heider

Der Begriff »Gott« ist auch ein Bedürfnis, eine Bemühung des Denkens, dem allzu leeren Begriff »Nichts« den Schein eines Positivums, einer (phantastischen) Realität zu geben.

Der Gedanke, an der Grenze des Vorstellbaren, bei den letzten, leersten Begriffen angelangt, sucht sich an einer abstrakten Realität zu trösten und damit die Welt in sich abzuschließen, die sonst nach jener, der anschaulichen Körperwelt gegenüberliegenden Seite offen bliebe. (Die Welt der sinnlichen Wahrnehmbarkeit ist die eine, »Gott« die andere Wand unseres Erkenntnisvermögens, zwischen welchen beiden sich erst unser philosophischer Verfolgungswahn beruhigen kann.)

Er ist nur die verschiedene Namengebung für das Brett vor unserem Kopfe, welches uns den Ausblick auf das »Ding an sich« vernagelt.

Kein Wunder, daß oft ein tiefes Gemüt in Verbindung mit klarem Geiste den Glauben an einen persönlichen Gott nötig hat, um sich in Vorwürfen gegen diesen die Qualen seiner Erkenntnisweise zu mildern, von ihm die letzte Erklärung aller Widersprüche der Erscheinungswelt, unter denen es leidet, fordernd.

In anderer Hinsicht: Gott war der Zeitvertreib unserer Vorfahren und ist uns eine liebe Gewohnheit geworden, – der liebe Gott.

□ □ □

## Peter Altenberg und das Mädchen

Aus den Briefen eines jungen Mädchens

... Gestern Abend habe ich an Peter Altenberg geschrieben. Ich habe ihm einmal danken müssen, daß er mich zu bewußtem Leben geweiht hat; ich glaube, ich habe Dir schon einmal geschrieben, daß das Wissen um einen Besitz erst der Besitz selbst ist; was kann zum Beispiel ein in herrlichen Farben abgetöntes Tuch einem Blinden sein? Er besitzt es; weiß er aber auch, was er besitzt? Wie kann es ihn also glücklich machen? In diesem Sinne verdanke ich Peter Altenberg den Besitz meiner Seele; er hat sie mir nicht geschenkt, er hat mir nur gezeigt, daß sie in mir ist, was näher besehen, dasselbe ist. Und ich habe ihm geschrieben, daß es mir sehr leid tut, daß – wie er ja im »Letzten Bekenntnis« (Märchen des Lebens, Seite 217) selbst eingesteht – seine wundervollen Worte nicht gelebt hat. Er ist also der einsichtsvollste, edelste Dichter; denn seine Worte sind das Spiegelbild unserer Seele, unser tönend gewordenes Herz. ... Aber der wahrhaft gute Mensch, der Mensch, wie er ihn fortwährend predigt, ist P. A. nicht! Seine Seele sieht ganz anders aus, sein Herz tönt ganz anders. Und ich habe ihm geschrieben, daß ich die Verkörperung seines Ideals »Mann« gefunden habe und daß es nun eben mein Bestreben sein wird, Mehrerin seiner Lebenskräfte zu sein in dem Maße, als ich in ihm im Fortschreiten seiner Entwicklung die Verwirklichung P. As. Ideale, nämlich die vom fein kultiviertesten Menschen, sehe ...

\* \* \*

... dem P. A. habe ich Alles geschrieben, was mich drückt: von meinem Unglück daheim und von meiner Liebe, und er hat geantwortet:

»Jedes junge, zarte, noble und anständige Geschöpf hat vom Leben und Leiden des Heilands ein heiliges Recht geerbt, für sein ureigenes, unentrinnbares Seelenheil unter Tränen zu kämpfen und zu siegen und sei es auch am Kreuze. Warte auf den, o Fraue, der wirklich zu Dir gehört, denn der allein kann Dich, nein, den allein kannst Du glücklich machen.«

□ □ □

### **Bange Nacht / von Marie Karlund**

Oft geh' ich in den Garten spät,  
 Wenn schon der Mond erleuchtet steht,  
 Zu lauschen, was der Brunnen singt —  
 Der Mond lauscht auch, und beugt sich, trinkt . . .

Zu meinem Fenster tret' ich hin:  
 Da ist der Mond im Zimmer drinn!  
 Wie grausam er mein Bett bescheint:  
 Die Kissen sind zerknüllt, verweint . . .

□ □ □

### **Vision / von Ernst Mannheimer**

Harft leiser Wind im Ährenmeer,  
 Ballt Blumenduft zu Hauf  
 Und kübler Tau fällt perlenschwer  
 Und Erde atmet auf.

Durch Dämmergrau der Lüfte brennt  
 Der Abend, wolkenrot,  
 Verblutend, fern am Firmament  
 Quillt Sonne in den Tod.

□ □ □

## Ein soziologisches Finanzgenie des Staatssozialismus

Kritische Untersuchung in vier Teilen von P. R.

### IV

Die Ungeheuerlichkeit des Goldscheidschen Vorschlages, seine Rechtfertigung des Prinzips eines politisch wie ökonomisch zentralisierten Monopolismus, dem er Zutreiberdienste leistet, als ob wir an Erfahrungen mit diesem arm wären, es etwas Neues wäre, das er zu bieten vermag und der durchaus reaktionäre, antisoziale Gehalt seines Vorschlages geht unschwer schon daraus hervor, daß ein wirklich bewußt sozialistisch und freiheitlich empfindender Mensch jene Forderung der Konfiskation eines Drittels des Gesamtvermögens zu Gunsten des Staates niemals hätte aufstellen dürfen, ohne sich nach dem Grundsatz der Gerechtigkeit zu fragen, von dem aus so etwas geschehen sollte.

Goldscheids Vorschlag besitzt keine Grundlage der Gerechtigkeit, irgendwelcher ethischen und natürlichen Auffassung des Rechtes. Hätte er sie gehegt, vielleicht wäre er zu einer ganz anderen Gestaltung seines Vorschlages gelangt. Wäre es doch für einen sozial empfindenden Menschen logischer gewesen, auf den alten Vorschlag Lassalles zurückzugreifen und zu verlangen, der Staat möge ein Drittel des Gesamtvermögens der kapitalistischen und herrschenden Klasse den zu Produktivgenossenschaften, Siedlungsgemeinden und sonstigen sich zu bildenden Genossenschaften oder zu solchen umgebildeten Gewerkschaften freihändig und unentgeltlich übergeben, damit die arbeitenden Menschen, die den Weltkrieg überdauern, ihre soziale Entlohnung für die im Kriege ausgestandenen Leiden bekämen und sich auf diese Weise ein Weg sozialer Ausgleichung und gerechter Regeneration für Volk und Gesellschaft öffne. Nicht, als ob ich der Meinung wäre, der Staat könne oder würde dies je tun, aber ich zeige nur,

welch wichtigere und gerechtere Auffassungen des Problems sich für den ethisch Empfindenden darbieten, als die Goldscheidsche es ist. Seine »Lösung« des Problems ist keine, wenn nicht der bündigste Beweis für das von uns seit jeher vertretene Prinzip, daß jeder, an sich immer und stets unfreiheitliche und ausbeuterische, ja räuberische Staatssozialismus in Wirklichkeit nur der machtvollste Staatskapitalismus ist und als solcher verwerflich, weil nicht minder volksbetrügerisch als der Privatkapitalismus.

Will man wissen, wie ein sonst wohlmeinender Geist auf derartige Ab- und Irrwege der Verherrlichung des krassesten Monopolismus gelangen kann, wie es Goldscheid passiert, dann erinnere man sich an unsere Einleitungsgedanken. Die Soziologie ist in ihrer Logik zumeist so wenig konsequent beherrscht und verwertet, daß überall noch der alte Trugschluß, der den Staat der Gesellschaft gleichsetzt, üppig in die Halme schießt – ein Trugschluß, den J. St. Mill bereits vorzüglich aufdeckte und zurückwies. Nur so aber ist begreiflich, wenn wir Soziologen von Können und Wissen das Ideal einer menschenbefreienden Idee, wonach die Grundquellen der Natur und aller Produktion tatsächlich der Gesellschaft, also allen Sozietäten, aus denen sie sich zusammensetzt, zu übergeben wären, somit jedem Individuum und jeder Gruppe die freie Produktionsbetätigung und die freie Nutznießung ihrer Produktion im Konsum und Austausch gesichert sei, ohne jegliche Abhängigkeit und Bevormundung – wenn wir diese wahre Soziologie von jenen verwechseln hören mit der Eignung der Produktionsmittel durch den Staat, als des angeblichen Hauptorganes der Gesellschaft, wenn nicht gar eigentlich diese selbst! Eine solche Verwechslung und Gleichsetzung zweier total verschiedener, inkomensurabler Größen, sie verführen zu den krausen Irrgängen einer Goldscheidschen Unlogik, die utopisch wähnt, das Menschenwohl durch das Staatsheil begründen zu können.

## An Ludwig Wüllner / von Ella Jankl

Dunkel fließt der Strom meines Lebens  
 Schwarz hinab in finstre Nacht.  
 Nur manchmal wirft der Mond  
 Einen Lichtstreif über das Wasser.  
 Und die Welle unter dem Lichtstreif  
 Fühlt für eines Augenblickes Dauer  
 Lichte Seligkeit.

### ANMERKUNGEN

Im Verlag des „Ver!“ ist soeben erschienen:

## Zwoelfboth: „SCHWERT GEGEN SEELE“

das erste Bändchen der zwanglosen Folge

## DAS NEUE GEDICHT

Jedes dieser Bändchen bietet eine Handvoll Gedichte dar, die — vom Autor gewählt und zu einheitlicher Stimmung zusammengeschlossen — das geistige Selbstbildnis der Dichterpersönlichkeit in knappem Umriß zeigen. Das zweite Bändchen wird Erich Mühsam, das dritte voraussichtlich Peter Altenberg zum Verfasser haben; für die folgenden Hefte, die einander in Zeiträumen von zwei bis sechs Wochen folgen sollen, sind zunächst in Aussicht genommen die Mitarbeiter des „Ver!“: Karl Burger, Maria Karlund, Alois Ketzlik, K. F. Kocmata, Otto Sonnenfeld, Paul von Surány und Johann Zwoelfboth

*Der Preis eines Bändchens beträgt 50 Heller*

**ERKLÄRUNG!** In dem Streite zwischen Mühsam und Pfemfert, der in Nr. 4 von „Ver!“ einen eklatanten Austrag gefunden hat, stehe ich Beiden, die ich gleichmäßig als Kampfgefährten achte und schätze, als objektiver Beobachter gegenüber. Darum drängt es mich, aus freien Stücken öffentlich zu konstatieren, daß ich, obwohl ich Mühsams Erklärungen vollkommen zu würdigen weiß und die Angriffe Pfemferts auf ihn nicht gutheißen konnte noch kann, dennoch die von ihm gegen Pfemfert gebrauchten Schimpfworte unmöglich zu billigen vermag. Hätte ich Mühsams Aufsatz vor seiner Drucklegung zu Gesicht bekommen, ich hätte all meinen kameradschaftlichen Einfluß aufgeboten, ihn zur Ausmerzung jener Beschimpfungen zu bewegen.

Klosterneuburg, den 9. Oktober 1917. Rudolf Großmann.

**NOCHMAL: PAMPHLETE IN ÖSTERREICH.** Die Antwort in Heft 4 hat Herrn Franz Graetzer (Berlin) Veranlassung zu einem neuerlichen Gefühlsausbruch gegeben, der als »Eine nötige Entgegnung« bezeichnet ist und im Kölner Tageblatt mit allerlei hübschen Druckfehlern glänzt. In Wahrheit ist die Entgegnung eine notige, die Versicherung aber, daß Herr Franz Graetzer (Berlin) Felix Saltens beschwingten Feuilletonismus achtet, wertvoll und bezeichnend dafür, welche Distanz dieser Krätzer zu den Objekten nimmt, die seiner Ansicht nach Voll- und Hochwertiges geben, also Wertschöpfer sind, sein sollen. Daß der Felix Saltens beschwingten Feuilletonismus achtende Mann Maximilian Hardens kleinsten Federstrich für wesenhaft und gewichtvoller erachtet, als des Pamphletisten und Druckfehlerteufeljägers Karl Kraus dauerhafteste Veitstänze, kennzeichnet vollends die geistige Potenz des Verfassers einer notigen Entgegnung, deren einzelne Sätze sich auch mit dem »Ver!« beschäftigen.

**TAGESBOTE AUS MÄHREN UND SCHLESILIEN, 16. Oktober:**

Ver! Herausgegeben, geleitet und verlegt bei Karl F. Kocmata (Wien). Der Bannerträger dieser neuen Zeitschrift ist Peter Altenberg. Es gibt Leute, die ihn für ein Genie, andere, die ihn — nicht dafür halten. So werden auch die Meinungen über die bisher erschienenen (in Brünn bei Fr. Winiker & Schickardt gedruckten) Hefte des »Ver!« geteilt sein. Ver! will, »daß ein Frühling des modernen Geistes in Allem und Jedem zum Ausdruck komme«, bringt zu diesem an und für sich sehr edlen Zwecke neben Beiträgen von Altenberg und dem bekannten Eigenbrödler Erich Mühsam Gedichte und Skizzen sehr junger und trotzdem kaum genialischer Jugend — einen talentierten Paul von Surány ausgenommen —, macht ein bißchen literarkritischen Radau und liebt es, auch auf medizinischem und juridischem Gebiete das Strahlende zu schwärzen. Die Unbescheidenheit des Auftretens seitens des denn doch durch eine eigene überragende Leistung noch nicht gestützten Herausgebers gefährdet ein etwa wirklich ernstes Wollen. Die geistige Erneuerung Österreichs, die zu führen die Zeitschrift sich zuzumuten »getraut, wird allerdings vermutlich eine andere Richtung nehmen. F. H.

**DER WIDERHALL, Innsbruck, 6. Oktober, druckte die Erzählung »Der gut passende Sarg« (Paul von Surány) nach.**

**NACHDRUCK.** Die von Hermann Engelhardt in Großschönau, Sachsen, herausgegebene Monatsschrift »Natur und Kultur« druckt in ihrer Nummer 31 den in unserem ersten Hefte erschienenen Krebsaufsatz mit zustimmenden Bemerkungen ab.

**ANONYME SCHMÄHBRIEFE** gelangen nicht zur Kenntnis des Herausgebers.